

SWR2 Wissen: Aula

Jenseits der Ideologie – Gendern sprachwissenschaftlich betrachtet

Von Werner Schäfer

Sendung vom: Sonntag, 23. Januar 2022, 8.30 Uhr

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2022

Die öffentliche Diskussion übers Gendern ist emotional aufgeladen. Höchste Zeit, das Thema nüchtern zu betrachten und zu fragen, wieviel Gendern die Sprache aushält und zulässt.

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören.

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

MANUSKRIFT

Anmoderation:

Mit dem Thema: „Jenseits der Ideologie – Gendern sprachwissenschaftlich betrachtet“. Am Mikrophon: Ralf Caspary.

Genderstern, Unterstrich, Doppelpunkt, Binnen-I, Doppelnennung, Schrägstrich, geschlechtsneutrale Formen wie *Lehrkraft* – an Methoden, wie man richtig gendert, mangelt es wahrlich nicht. Das ist auch nicht das Problem. Das Problem ist, dass die Diskussion über das Thema aufgeladen ist mit Ideologien, Emotionen, politischen und sozialen Aspekten. Deshalb ist es Zeit zu fragen, wieviel Gendern die Sprache zulässt und aushält. Ein Vortrag des Anglisten Dr. Werner Schäfer.

Werner Schäfer:

Auf einer Zugfahrt konnte ich ein Gespräch mithören, das eine Gruppe junger Leute am anderen Ende des ansonsten leeren Abteils führte. Sie unterhielten sich angeregt, auf Englisch. Dabei sprachen sie sich immer wieder mit *you'guys* an. Das ist eine der Ersatzformen, die das Englische in den letzten Jahrzehnten herausgebildet hat, um ein Manko des Englischen auszugleichen, das Manko, dass *you* zu viele Funktionen hat. Es kann unter anderem Singular oder Plural sein, also ‚du‘ oder ‚ihr‘ bedeuten. Viele Sprecher des Englischen haben unwillkürlich das Bedürfnis zu unterscheiden und benutzen *you* für den Singular und eine der Ersatzformen, *youse*, *you'all* oder eben *you'guys* für den Plural. Das Besondere an *you'guys* ist, dass es aus *you* und dem Plural von *guy* besteht, was so viel wie ‚Typ‘, ‚Bursche‘, ‚Kerl‘, bedeutet. In dieser Situation im Zug konnte ich während der Fahrt nicht sehen, wie groß die Gruppe war und auch nicht, um wie viele Männer und Frauen es sich handelte. Beim Aussteigen sah ich dann, es waren sechs – lauter Frauen. Kein einziger Mann zugegen, und dennoch konnten sich die Frauen ohne Weiteres mit *you'guys*, also so etwas wie ‚ihr Jungs‘ anreden.

Diese kleine Erfahrung zeigt, dass Wörter nicht bedeuten, was sie wörtlich zu bedeuten scheinen, dass man sie nicht „beim Wort nehmen“ darf, dass sie Zeichen sind, deren Bedeutung durch eine Konvention festgelegt ist und nicht von der Form abgeleitet werden kann. Dieser Punkt kommt in der Diskussion um das Gendern meist zu kurz. Wir kommen später darauf zurück.

Lassen Sie uns zunächst aber einen Blick auf die Form werfen, auf die genaue Gestalt, die die Sprache nach dem Dafürhalten der Verfechter des Genderns annehmen soll. Ein klares Konzept dafür ist meines Wissens nicht vorhanden. Es wird fröhlich darauf losgedendert, aber folgerichtig geht es dabei nicht immer zu. Das ist auch gar nicht so einfach.

Ein interessantes Beispiel wurde in einem früheren [Vortrag in der Aula](#) diskutiert, nämlich das Wort *Bürgermeisterkandidat*. Der Autor des Vortrags, Thilo Baum, fragt sich und uns, welche Form das Wort annehmen solle, wenn man perfekt gendern will. Ist es *Bürgermeisterkandidat*in*? Also entweder, im Schriftlichen mit dem Genderstern, oder im Mündlichen mit der Sprechpause, erzeugt durch einen Laut, der dem Deutschen keineswegs fremd ist, dem glottalen Verschlusslaut, dem

„Knacklaut“, dem wir auch in Wörtern wir *er-innern* begegnen und der auch bei der Unterscheidung von *Meineid* und *mein Eid* beteiligt ist. Ob Sprecher anderer Sprachen damit so glücklich wären, steht auf einem anderen Blatt. Jedenfalls fragt der Autor des Vortrags: Müsste es, statt *Bürgermeisterkandidat*in* nicht *Bürgermeister*inkandidat*in* heißen oder sogar *Bürger*inmeister*inkandidat*in*? Fälle wie diese zeigen, dass das konsequente Gendern noch nicht konsequent durchdacht worden ist. Ich möchte ein paar der Widersprüche, Lücken und Grenzen der Gendersprache unter die Lupe nehmen.

Genderstern, Unterstrich, Doppelpunkt, Binnen-I, Doppelnennung, Schrägstrich, geschlechtsneutrale Formen – an Methoden mangelt es wahrlich nicht. Aber alle haben ihre Grenzen. Eine davon spricht Zé do Rock in einem Artikel in der *Zeit* an. Zé do Rock, selbst Brasilianer, sieht sich diesen Satz an: *Die Brasilianer tanzen gerne*. Den Genderisten zufolge wäre das nicht akzeptabel. Es müsste heißen *Die Brasilianer*innen tanzen gerne*. Was aber, fragt er, wenn man *Brasilianer* durch *Deutsche* ersetzt? *Die Deutschen tanzen gerne*. Was ist hier zu tun? Die Form *Deutschinnen* gibt es nicht, und im gängigen Sprachgebrauch der Genderisten bleiben solche Sätze unverändert. Aber: Macht man dann das Gendern nicht von dem Zufall der sprachlichen Form abhängig? Kommt es etwa auf die an? Kommt es nicht auf das an, was in unseren Köpfen vor sich geht? Müsste dann nicht auch *die Deutschen* tabu sein? „Die Deutschen beginnen erst jetzt, sich ihrer kolonialen Vergangenheit zu stellen.“ Müssten hier nicht auch die Frauen ausdrücklich erwähnt werden? Was ist gewonnen, wenn man, wie die Projektleiterin von *Genderleicht*, Christine Olderdissen, vorschlägt, nicht mehr von *Experten*, sondern von *Fachleuten* spricht, nur weil *Experten* zufällig ein feminines Gegenstück hat? Das hat etwas von Sprachkosmetik. An die Substanz rührt es nicht.

Manchmal scheitert das Gendern schlichtweg an der sprachlichen Form. *Hörer*innen* ist machbar, was aber, wenn es sich um *Bauern* oder *Grafen* handelt? *Bauer*innen*? *Graf*innen*? Hier kommt der Sprechpause der Diphthong in die Quere, die die Sprache für das Femininum vorsieht: *Bäuerin*, *Gräfin*. Es wirkt fast so, als wolle sich die Sprache gegen das Gendersternchen zur Wehr setzen.

Formen wie *Wählerinnen und Wähler* oder *Bürgerinnen und Bürger* begegnet man in den Medien (mehr als im Alltag) inzwischen häufig. Das sind Formen, die vielen schon leicht von der Zunge gehen. Aber das sind allesamt Pluralformen. Beim Singular ist es viel schwerer, weil hier auch die Substantivbegleiter, also Artikel oder Adjektive oder Pronomen, je nach Genus unterschiedlich ausfallen. Damit tut sich die Gendersprache nicht so leicht, wie in diesem Absatz aus einem Universitätsgesetz des österreichischen Ministeriums für Wissenschaft ersichtlich: „Der Studiendekan/Die Studiendekanin hat den/die Universitäts/Hochschullehrer/in, der/die den/die Verfasser/in einer Dissertation betreut hat, jedenfalls zu einem/r Beurteiler/in zu bestellen.“ Man würde nicht behaupten, dass solche Formulierungen der Klarheit des Gedankens förderlich sind. Außerdem belegt das Beispiel, dass der manchmal etwas zwanghafte Versuch, zu gendern, kein Phänomen unserer Tage ist. Dieses Gesetz stammt aus dem Jahr 1996.

Dass der Asterisk, also der Genderstern, seine Tücken hat, haben wir bereits gesehen. Aber das betrifft nicht nur seine Form. Lassen wir uns auf ein Gedankenspiel ein, nach dem Motto: „Gesetzt der Fall, dass ...“. Also, gesetzt der

Fall, die Form mit dem Genderstern wäre keine neue Erfindung, sondern seit Menschengedenken die Regel im Deutschen, ließe sich da nicht mit Fug und Recht einwenden, dass das alles andere als sprachliche Gleichberechtigung ist? Die Frauen, so könnte dann die Argumentation lauten, seien nichts als ein Anhängsel der Männer, sprachlich auf ein Suffix der männlichen Form reduziert. Das, würde es dann heißen, gehe gar nicht. Das Gendersternchen gehöre abgeschafft. Genau diese Argumentation findet man tatsächlich in vielen Richtlinien zum korrekten Gendern. Aber nicht mit Bezug auf den Genderstern, sondern auf die Klammerlösung, wie in *Kolleg(in)*. Solche Richtlinien verwerfen die Klammerlösung. Die, so wird argumentiert, löse Assoziationen aus wie „Die Frauen werden ausgeklammert“, „Die weibliche Form ist unwichtiger als die männliche“, „Die weibliche Form ist ein Anhängsel der männlichen.“ Wenn das für die Klammer gilt, warum gilt das nicht auch für den Genderstern? Man sieht: Je mehr man sich mit der Sache befasst, umso mehr Fragen tauchen auf, Fragen, die sich die meisten derer, die überzeugt gendern, vermutlich nie gestellt haben.

Kehren wir zu der anfangs geschilderten Situation im Zug zurück, dem Gespräch zwischen den Frauen, die sich mit *you'guys* ansprachen, einer scheinbar, aber eben nur scheinbar widersprüchlichen Anredeform. In unserer Sprache wimmelt es nur so von solchen Wörtern, völlig unverfänglichen, neutralen Wörter, die allesamt zeigen, dass man zu kurz greift, wenn man auf die wörtliche Bedeutung rekurriert. Wir wissen, dass ein Meerschweinchen kein Schwein ist, auch wenn es *Meerschweinchen* heißt. Ein Zollstock kann *Zollstock* heißen, obwohl er Zentimeter misst. Düsseldorf braucht nicht in *Düsselstadt* umbenannt zu werden. Und ohne Angst vor Widerspruch können wir sagen, jemand sei *furchtbar nett*. Es gibt keine Eins-zu-Eins-Beziehung zwischen Sprache und Welt oder eine entsprechende Eins-zu-Eins-Beziehung zwischen Sprache und Denken. Wörter, selbst im Falle von konkreten Substantiven, sind nicht einfach Darstellungen, *Abdrücke* von Gegenständen, in Wilhelm von Humboldts Terminologie. 1836 formulierte er in seiner Abhandlung *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus*: „In die Bildung und in den Gebrauch der Sprache geht aber nothwendig die ganze Art der subjektiven Wahrnehmung der Gegenstände über. Denn das Wort entsteht eben aus dieser Wahrnehmung, ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes.“

Deshalb konnten sich die Frauen im Zug mit *you'guys* ansprechen, deshalb kann auch ein Atheist „Gott sei Dank“ sagen, denn *Gott sei Dank* ist kein Bekenntnis, sondern ein Synonym von *glücklicherweise*. Selbst der Satz „Gott sei Dank bin ich Atheist“ ist in diesem Sinne kein Widerspruch. Das sollte auch in der Diskussion der Gendersprache berücksichtigt werden.

Dass historisch eine weitgehend von Männern dominierte Gesellschaft ihre Spuren in der Sprache hinterlassen hat, ist nicht zu übersehen. Deshalb haben wir die Nachnamen *Altmann*, *Buschmann* oder *Spickermann*, aber nicht **Altfrau*, **Buschfrau* oder **Spickerfrau*. Das hat seine Gründe in der Vergangenheit, aber es ist nichts als eine sprachliche Konvention. Das sieht man daran, dass wir eine junge Frau mit *Frau Altmann* ansprechen können, ohne dass das ein Widerspruch wäre. Es gibt, verallgemeinernd gesagt, keine direkte Beziehung zwischen dem Symbol, also dem sprachlichen Zeichen (*Altmann*), und dem Referenten, also der außersprachlichen Wirklichkeit (der Frau Altmann). Es gibt eine vermittelnde Instanz, nämlich den

Begriff, und der löst *Altmann* von seiner wörtlichen Bedeutung und versieht ihn mit der Bedeutung ‚Nachname‘. Das sieht man an der Pluralform. Man sagt „Die Altmanns kommen“, nicht (oder nur ironisch-spielerisch) „Die Altmänner kommen“.

Auch zu Nachnamen gewordene männliche Vornamen haben keine weibliche Entsprechung: *Gerhard, Herrmann, Gabriel*. Es gibt eine *Frau Gabriel*, aber keinen *Herrn Gabriela*. Da hat die Geschichte ihre Spuren in der Sprache hinterlassen, aber mit unserem aktuellen Sprachbewusstsein hat das nichts zu tun. Diesen konventionellen Charakter von Sprache übersehen die, die Straßennamen wie *Thomas-Mann-Straße* überkleben und in *Thomas-Frau*-Straße* umbenennen.

Auch grammatische Geschlechter sind reine Konvention und haben nichts mit dem biologischen Geschlecht zu tun. Das sieht man an Wörtern wie *Kind* oder *Mädchen* oder *Weib* (ein Wort, das früher nicht abwertend war), die allesamt Neutrum sind, und daran, dass durch das Anhängen des Diminutivs, also der Verkleinerungsform, alle Wörter Neutrum werden, auch die männlichen: *der Vogel* wird zu *das Vögelchen*, *der Herr* wird zu *das Herrchen*, ohne Auswirkungen auf das Geschlecht der Bezeichneten.

Das führt uns zu einem anderen Aspekt, der in der Diskussion oft übersehen wird: Mit der größten Selbstverständlichkeit akzeptieren wir generische Formen, wenn sie „zufällig“ Femininum sind. Nehmen Sie das Wort *Person*. Das grammatische Geschlecht von *Person* ist Femininum, aber das hat nichts mit dem konkreten Geschlecht des außersprachlichen Referenten zu tun. Auch ein Mann ist eine Person! Das gilt auch für *die Koryphäe* oder *die Hilfskraft*.

Verallgemeinerungen der femininen Form finden sich nicht nur bei Substantiven, sondern auch bei grammatischen Wörtern wie Artikel oder Pronomen. Ist Ihnen schon einmal aufgefallen, dass im Deutschen der bestimmte Artikel im Plural *die* lautet? Wir sagen *das Messer*, aber *die Messer*, *die Gabel* und *die Gabeln*, *der Löffel*, aber *die Löffel*. Die Pluralform ist also für alle drei Genera unverändert *die*. Das ist aber, trotz der Form, kein Femininum. Es ist lediglich eine Form, die mit der femininen identisch ist. Auch *der Mann* wird im Plural zu *die Männer*. Das machen wir als Sprecher des Deutschen unbewusst und mit der größten Souveränität, ohne dass jemals jemand in Gender-Kategorien darüber dächte.

Und wir tun das nicht nur beim Artikel, sondern auch beim Personalpronomen. Im Singular unterscheiden wir zwischen *er*, *sie* und *es*, im Plural haben alle die Form *sie*. „*Der* Torwart und *der* Stürmer sind aneinandergeraten. *Sie* bekommen beide eine Gelbe Karte.“ Solche Formen sind also sprachlicher Normalzustand. Und ideologisch ganz unverdächtig.

Man stelle sich einmal vor, man wolle auch hier für „Gerechtigkeit“ sorgen und in der Sprache aufräumen. Das müsste dann auch die Ausmerzungen des Dativs des weiblichen Artikels mit sich bringen, denn der lautet *der*. Wir sagen: „*Die* Redakteurin des SWR hat mir gesagt“, aber: „Ich habe mit *der* Redakteurin des SWR gesprochen.“ Aber das hat mit Maskulinum nichts zu tun. Es ist ein zufälliger Zusammenfall mit dem männlichen Artikel, aber mit einer eigenen Funktion.

Wörter haben mehr als eine Bedeutung, jedenfalls die Wörter, die wir im Alltag gebrauchen. Das ist ein sprachwissenschaftlicher Gemeinplatz. Nehmen wir ein

einfaches Beispiel aus der Alltagssprache: Wenn jemand sagt „Du bist ja wohl verrückt“, dann verarbeiten wir das Wort *verrückt* automatisch im Sinne von ‚spinnert‘, ‚toll‘, ‚nicht ganz bei Trost‘. Wenn jemand sagt, „Sie haben die Möbel im Wohnzimmer verrückt“, dann verarbeiten wir das Wort *verrückt* im Sinne von ‚verschoben‘, ‚umgestellt‘, ‚an einen anderen Ort versetzt‘. In beiden Fällen bleibt die jeweils andere Bedeutung unterdrückt. Man kann das Wort *verrückt* Hunderte von Malen hören oder gebrauchen, ohne sich der wörtlichen Bedeutung jemals bewusst zu werden.

In diesem Sinne können auch die in der Diskussion um das Gendern relevanten Wörter zwei Bedeutungen haben: Das Wort *Grundschullehrer* hat eine andere Bedeutung in dem Satz „In Deutschland gibt es weniger Grundschullehrer als Grundschullehrerinnen“ (hier sind nur die männlichen gemeint) als in dem Satz „Grundschullehrer werden in Deutschland besser bezahlt als in Italien“ (hier sind alle, männliche und weibliche Grundschullehrer gemeint). Über die Bedeutung entscheidet der Kontext. Wir wissen, ob männliche *und* weibliche Personen oder nur männliche gemeint sind. Die Form *Grundschullehrer* als generische Bezeichnung ist eben *nicht* die männliche Form, sondern die generische Form ist „zufällig“ (auch wenn es dafür historische Gründe geben mag) identisch mit der Form für die männlichen Lehrer. Nicht anders als bei *sie*.

Nehmen wir einmal an, dass alle bisher diskutierten Probleme ausgeremert wären und es eine völlig genderneutrale Sprache gäbe, was dann? Das ist nicht so schwer herauszufinden, denn eine solche genderneutrale Sprache müsste man nicht erst erfinden. Es gibt sie bereits. Mehrere lebende Sprachen sind völlig neutral, was das Genus angeht, darunter das Türkische. Im Türkischen *gibt es* die Kategorie Genus schlichtweg nicht, nirgendwo. Substantive haben kein Genus. Sie haben alle eine einheitliche Form: *Öğretmen* bezeichnet eine Person, die den Lehrberuf ausübt, *tercümen* eine Person, die dolmetscht, *satıcı* eine Person, die Waren verkauft. In allen Fällen kann sich diese Form auf Männer wie auf Frauen beziehen. Ob ein Substantiv Maskulinum oder Femininum ist, kann man nicht sagen. Das Türkische kennt diese Kategorie nicht.

Auch die Substantivbegleiter, die einen Hinweis auf das grammatische Geschlecht geben könnten, wie die Adjektive, sind unveränderlich, anders als im Deutschen: *eine kleine Gabel, ein kleines Messer, ein kleiner Löffel*. Im Türkischen: alles gleich. Auch die Personalpronomina sind unveränderlich: Es gibt eine einzige türkische Entsprechung zu *er, sie* und *es*, nämlich *o*. Die Türkei müsste das gelobte Land der Gender-Freunde sein. Alles neutral. Nur: Was folgt daraus? Herrscht in der Türkei oder in anderen Ländern, deren Sprache keine Genus-Unterscheidung kennt, wie in Malaysia, perfekte Gleichheit zwischen den Geschlechtern? Wohl kaum. Und: Denken die Sprecher des Türkischen in gleichem Maße an Männer und Frauen, wenn sie das Wort *şoför* hören? Ist es nicht wahrscheinlicher, dass vor ihrem geistigen Auge ein männlicher Chauffeur auftaucht? Es gibt eben mehr männliche Chauffeure als weibliche. Das Sein bestimmt das Bewusstsein.

Kehren wir zum Deutschen zurück. Und stellen uns einen Moment lang vor, die Form *Bürgerinnen und Bürger* oder *Bürger*innen* würde zur Norm, alle würden sie immer benutzen. Auch dann wären nicht mehr Frauen in der Sprache vertreten, sondern nur mehr weibliche Substantive, und auch dann wären nicht unbedingt mehr Frauen in

unserem Bewusstsein vertreten. Es könnte sich nämlich ein Gewohnheitseffekt einstellen, ein Abnutzungseffekt.

Ein solcher Abnutzungseffekt ist auch bei Euphemismen zu beobachten, bei den beschönigenden Wörtern und Ausdrücken. Das geht so: Ein Wort, das als anstößig oder abwertend gilt, wird durch ein anderes, neutraleres ersetzt. Wenn das einmal zur Norm geworden ist, nimmt es dieselben negativen Konnotationen wie das alte Wort an und muss wiederum durch ein neues ersetzt werden. Und so weiter. Aus dem *Krüppel* wurde so der *Invalide*, aus dem *Invaliden* der *Behinderte*, aus dem *Behinderten* der *Mensch mit Behinderungen*, und der wird aktuell zum *Menschen mit besonderen Bedürfnissen*. Der kanadische Psychologe Steven Pinker nennt das die *euphemistische Tretmühle*. Die bewegt sich unentwegt weiter. Genauso könnte es den gegenderten Formen ergehen. Wenn sie einmal zur Norm geworden sind, könnten sie sich von ihrer wörtlichen Bedeutung lösen und ihre Aussagekraft einbüßen. In unseren Köpfen würden sie dann vielleicht nichts mehr anrichten, denn solche Formen müssen auf lange Sicht nicht die Wirkung haben, die sie haben, solange sie neu sind.

Werfen wir abschließend noch einen cursorischen Blick auf die aktuelle öffentliche Debatte über das Gendern. Dabei fällt auf, dass ihre Ausrichtung nicht ideologiefrei ist. Das zeigt schon der Begriff *Gendergerechtigkeit*. Gerecht ist gut, also kämpft man für eine gute Sache.

Was die Behandlung des Themas in den Medien betrifft, fällt ein gewisses Ungleichgewicht auf. In Sendungen zum Gendern kommen meist die Befürworter*innen zur Sprache, Skeptiker gar nicht oder nur am Rande, wie in einem Beitrag im *Deutschlandfunk* oder in einem Beitrag in der *Kulturzeit*. Es wird, ohne dass das offen ausgesprochen wird, suggeriert, die anderen, das könne nur die tumbe, uninformierte Masse der ewig Gestrigen sein, der Unaufgeklärten. Dass auch Skeptiker rationale Argumente vorbringen können, scheint unvorstellbar zu sein. Dabei haben sich Schriftsteller wie Sibylle Lewitscharoff, Feridun Zaimoğlu oder Eugen Ruge durchaus in dieser Richtung geäußert, aber sie bekommen längst nicht die Bühne wie die Befürworter des Genderns.

Ebenfalls auffällig ist, dass sprachwissenschaftliche Argumente selten zum Zuge kommen. Oder ziemlich mager ausfallen, wie in einer Antwort des *Deutschlandfunks* auf eine Anfrage. Man sei überzeugt, heißt es, dass Sprache einen Einfluss darauf habe, wie wir die Welt sehen. Ja, wer wollte das ernsthaft bestreiten? Nur: Wie genau sieht dieses Verhältnis von Sprache und Denken, genauer gesagt von Sprache, Denken und Kultur aus? Darüber hat sich die Philosophie seit Jahrhunderten den Kopf zerbrochen und ist dabei nur zu vorläufigen Einsichten, vorsichtigen Schlussfolgerungen gekommen, weit entfernt von der simplen Gleichung *neues Etikett = neuer Inhalt*, wie sie der Begründung der Gendersprache zugrunde zu liegen scheint.

Wie radikal auf Seiten der Befürworter der Gendersprache der Kampf geführt wird, zeigt der Fall einer Redakteurin der *Süddeutschen Zeitung*, die wütende Leserbriefe erhielt, weil sie eine Journalistin der *taz* als *Autorin* bezeichnet hatte. Diese Person sei non-binär, und die *SZ* solle das gefälligst sprachlich berücksichtigen. Machte man das zur Regel, wäre das auch das Ende der Doppelnennungen wie *Bürgerinnen und Bürger*. Mit einer solchen immer weiter ausgreifenden Differenzierung beim Gendern,

wie sie in diesen Leserbriefen gefordert wird, stößt man bald an die Grenzen der Sprache. Sprache kann nie die Wirklichkeit in all ihren Facetten widerspiegeln, sie ist immer Abstraktion.

Ein Nebeneffekt solch radikaler Forderungen: Sie können Abwehrverhalten hervorrufen, Überdross. Wie bei dieser Leserbriefschreiberin: „Mit dem Fahrrad fahre ich einen kleinen Weg entlang, an dem kürzlich ein Schild *Radfahrer bitte absteigen* aufgestellt wurde. Als Radfahrerin benutze ich ihn weiterhin, froh, dass ich dem Genderquatsch auch mal eine nützliche Seite abgewinnen kann.“

Ein weiterer möglicher Nebeneffekt des missionarischen Eifers, mit dem das Gendern propagiert wird: Er könnte Reaktanz hervorrufen und dazu führen, dass Menschen sich abwenden und zu konservativeren Wertvorstellungen hinsichtlich der Geschlechtergerechtigkeit zurückkehren. Das wäre sicher nicht im Sinne der Befürworter der Gendersprache.

Bemerkenswert ist auch, wie bereitwillig viele der Forderung zum Gendern nachgeben und sich dem Zeitgeist beugen. Einem Zeitungskolumnisten reichte der Zwischenruf einer Zuschauerin, um ihn zu bekehren. Nachdem er bei einer Lesung mehrmals von seinen *Lesern* gesprochen hatte, fragte diese Frau, ob er denn keine *Leserinnen* habe. Seitdem gendert er. Ohne nähere Begründung. Anpassung statt Reflexion.

Egal, was die Zukunft bringen wird, über allen Diskussionen zum Thema Gendersprache sollte Lichtenbergs Diktum stehen „Man hofft zu viel von guten und fürchtet zu viel von schlechten Wörtern.“ Seine Warnung ist weit über 200 Jahre alt. Aber noch genauso aktuell wie damals.
